Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Haudrs-Zeitung“, sowie dem illustrirten Blatt „ULK“, der feuilet. Montags-Beilage „Zeitgeist“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Leschalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland erh. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate 4 Zeile 50 Pf. („Stadt-Anzeiger“ 20 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 294. Berlin, Sonnabend, den 14. Juni 1890. XIX. Jahrgang.

„Eine Offiziers-Pensionirung.“

In diesen Tagen ist auf Grund aktenmäßigen Materials unter obiger Aufschrift vom Hauptmann z. D. Edmund Miller (bei Robert Lutz, Stuttgart) eine Broschüre erschienen, die nach den verschiedensten Richtungen hin Interesse erweckt. Einmal deckt der Verfasser Dinge auf, die sehr weit auf das politische Gebiet hinübergreifen, dann fallen auf Offiziere eines nicht näher zu nennenden württembergischen Regiments, deren Anschauungen Hauptmann Miller zum Opfer fallen sollte, nicht gerade erbauliche Schlaglichter, und zum Dritten scheinen seitens Preußens in der Besetzung württembergischer Offizierstellen mehr oder weniger deutlich erkennbare Fehlgriffe begangen worden zu sein, kurz und gut, der Inhalt der Schrift ist von A bis Z ein höchst peinlicher. Soll man darum über ihn hinweggehen? Zunächst möchte das schon um deswegen nicht zu billigen sein, als der Lauf der Dinge den Behauptungen des Verfassers Recht gegeben hat; was er geschrieben, ist wahr, die Uebelstände bestehen. Darum sind wir der Meinung, daß es die höchste Zeit sei, einem weiteren Umsichgreifen dieser Gebrechen vorzubeugen, und dazu kann eine öffentliche Besprechung heilsam mitwirken.

Was behauptet der Verfasser? Daß es in Württemberg drei Klassen von Offizieren giebt, nämlich 1) solche, welche von Preußen hinkommandirt werden, oder solche, die nicht württembergischer Herkunft sind. Von diesen könne man eine besondere Begeisterung für den württembergischen Partikularismus nicht erwarten. 2) Offiziere württembergischer Herkunft, welchen zuerst ihr König und Württemberg am Herzen liegt, und 3) solche eben dieser Herkunft, welche auf dem Unitarstandpunkte stehen, denen der Kaiser über den König geht, und welche in den preußischen Vorbildern zumeist alles Glück und Heil erkennen. Von letzteren wird ein Offizier angeführt, welcher mit Bezug auf den dem König von Württemberg geleisteten Eid geäußert haben soll: Der Eid ist „Wurst“ oder „Herzenssache“! Daß diese drei Offiziersklassen vorhanden, war ein öffentliches Geheimniß, daß es aber unter ihnen zu solchen Geschehnissen gekommen ist, wie sie hier erzählt werden, war, in Norddeutschland wenigstens, bisher nicht bekannt geworden. Der Verfasser der Schrift selbst zählt sich zu der zweiten Klasse. Außerdem zeigt der Inhalt der Schrift, daß bei solcher Zusammensetzung des Offizierkorps die allerschlimmsten Dinge passirt sind, worunter als besonders peinlich gelten müssen: anonyme Briefe, Zwischenträgereien, Wichtigthueret und Verhetzung, Hand in Hand gehend mit dem ja auch anderwärts bekannten Streberthum, so daß es nach unserer festen Ueberzeugung kein anderes Mittel geben kann, um das Uebel zu beseitigen, als das betreffende Offizierkorps auseinanderzureißen und in alle Himmelsrichtungen zu zerstreuen.

Und weiter spielt auch die Religion eine gewisse Rolle in der Schrift: Ein katholischer Hauptmann L. wurde an einem Festtage zu einer protestantischen Kirche behufs Beaufsichtigung der Mannschaft kommandirt. Derselbe bat in Folge dessen darum, in seine Kirche gehen zu dürfen und seinen Dienst einem protestantischen Offizier zu übergeben. Dieser höchst natürliche Vorfall erzeugte im Offizierkorps, wie der Verfasser erzählt, eine brutale Intrigue gegen Hauptmann L., und derselbe wurde thatsächlich kurze Zeit darauf — pensionirt! Eine Folge dieser Intrigue war eine peinliche Auseinandersetzung zwischen dem Hauptmann Miller, dem Verfasser der vorliegenden Broschüre, und dem auf die Beseitigung des Hauptmanns L. hinwirkenden Premier-Lieutenant B., welcher später in einer über den Verfasser verfügten ehrengerichtlichen Untersuchung eine große Rolle spielte und daraus Veranlassung zu einer viermaligen Herausforderung des L. durch W. gab. Jene Untersuchung aber verlief dann im Sande; d. h. das Ehrengericht wurde niedergeschlagen. Dies vorausgeschickt, drängt sich hier schon die Ueberzeugung auf, daß auch die anderen Punkte, derenthalben der Verfasser eine gerichtliche Untersuchung über sich verlangte, und welche er erst nach langen Schwierigkeiten erlangen konnte, in der gegebenen Darstellung auf Wahrheit beruhen, und daß aus diesem Grunde von einer weiteren Verhetzung des Verfassers abgesehen wurde.

Der Verfasser hat also nicht nur als Schriftsteller gesiegt, sondern auch juristisch gegen eine förmliche Macht, und ferner sind einzelne der genannten Männer inzwischen bereits von der Hand des Schicksals erreicht worden. Ueber den Verfasser der Broschüre sind trotzdem unaufhörlich ehrenkränkende Gerüchte verbreitet worden, und da außerdem der Lauf der Dinge ihm nicht diejenige Genugthuung brachte, welche er wünschte, so hat er, nachdem er vorher seinen kommandirenden General nach seiner Verabschiedung vor deren Folgen gewarnt, den ganzen Vorgang, welcher zu seiner (Millers) Pensionirung geführt, unter seinem vollen Namen der Oeffentlichkeit übergeben. Die Form, in welcher das geschehen, ist tadellos, die Gründe sind von unwiderleglicher Schärfe, das ganze Gemälde ist aber ein so persönliches, peinliches und vielverzweigtes, daß wir ihm nicht schrittweise folgen können, sondern nur Einzelnes berühren dürfen. Uebrigens gehört kein geringer Muth dazu, seine Sache so verfechten, wie der Verfasser es gethan, persönlich gegen seine Vorgesetzten, gerichtlich und nun öffentlich, und ebenso erfordert das eine gewandte Feder. Nach dieser Leistung zu schließen, muß der Verfasser ein Mann von hervorragenden Geistesgaben und Charaktereigenschaften sein. Der Verfasser sagt:

„Eine Reihe öffentlicher Blätter der verschiedensten politischen Richtungen beschäftigt sich seit mehreren Monaten mit unseren württembergischen Militärverhältnissen. Man liest von ungerechtfertigten Verabschiedungen, Zurücksetzung des württembergischen Elements gegenüber dem preußischen, von Frictionen württembergischer Offiziere mit preußischen Kommandeuren, ja sogar, und dies ist das Schlimmste, von gegen Seine Majestät den König, die Dynastie, gegen unsere uns noch gebliebene militärische Selbstständigkeit und unsere enge Vaterlandsliebe gerichteten Strömungen. Die Klagen selbst aber sind wahr und berechtigt, sie geben die Gefühle und Anschauungen sehr vieler Offiziere wieder. Trotzdem werden diese Klagen als ungehört verhallen, da ihnen die Hauptsache, der Name des Verfassers, fehlt. Wohlan denn, ich will den meinigen nennen, Alles einsetzen und ein offenes und muthiges Wort sprechen, solange es noch Zeit ist, den drohenden Gefahren zu begegnen — und diese Gefahren sind größer, als Diejenigen ahnen und selbst wünschen könnten, welche sie schufen und schaffen halfen. Wenn aber Diejenigen, die durch ihren Eid dazu berufen sind, die heimathliche Dynastie, das engere wie das weitere Vaterland zu schirmen und zu schützen, vielleicht nur egoistischen Zielen folgend, ihre beschworenen Pflichten gänzlich vergessen, dann ist der Augenblick eines Mahnworts gekommen. Einen geradezu bedrohlichen Charakter haben diese Strömungen angenommen und gegenwärtig bei dem herrschenden Streberthum und niederen Materialismus ihren Höhepunkt erreicht.“

Nach dieser Einleitung darf man seltsame Dinge erwarten, und in dieser Hinsicht wird leider recht viel geboten. Ueber den Verfasser war das Gerücht verbreitet worden, daß er verabschiedet worden sei, weil er „einen ungünstigen Einfluß auf das Offizierkorps ausgeübt“ haben sollte, und ferner, daß sein Bericht vom 26. November 1889 die Verabschiedung seines Regimentskommandeurs, des preußischen Oberst Flessing, zur Folge gehabt habe. Letzteres nimmt der Verfasser hin, gegen ersteres verwahrte er sich in einem unter dem 18. Januar 1890 an General v. Alvensleben gerichteten Schreiben. In der Anlage desselben heißt es unter Anderem:

„Die Anlage konstatirt eine Reihe nicht näher zu qualifizirender Handlungen: Beleidigungen und Beschimpfungen Sr. Majestät des Königs, verleumderische Drohungen, unehrenhafte Zumuthungen und nicht gehaltene Versprechungen — das Produkt einer seit Jahren bestehenden korrupten und murmsichigen Gesammtsituation, für welche einen Einzelnen verantwortlich zu machen Irrthum wäre, die aber auf die Dauer in ihren Folgen für König und Vaterland, für Kaiser und Reich nachtheilig wirken könnte und daher ein offenes und muthiges Wort eines Mannes, dem neben seiner Ehre sein Vaterland und dessen Wohl am höchsten stehen, rechtfertigt.“

General v. Alvensleben sandte diese Anlage am 1. Februar 1890 unter Anschluß eines als „kameradschaftlich“ bezeichneten Schreibens zurück, worin er unter Anderem sagte, daß der Qualifikationsbericht des Verfassers von seinem „ungünstigen Einfluß“ nichts enthalte. Dagegen hatte dem Verfasser der württembergische Kriegsminister unter dem 7. September 1889 in amtlicher Form gesagt, daß dieser „ungünstige Einfluß“ das Hinderniß der vom Könige damals beabsichtigten Wiederanstellung des Verfassers sei.

Was war nun richtig? Der Verfasser gab dem Minister daher zunächst von der Mittheilung Alvenslebens Kenntniß. Alsdann suchte er eine Audienz bei Alvensleben nach, welcher ihn am 6. Februar 1890 in anderthalbstündiger Unterredung empfing und ihm dabei seinen Qualifikationsbericht vorlas. Dieser enthielt von jenem Vorwurf, er habe die anderen Offiziere ungünstig beeinflußt, nichts! Der General äußerte jedoch, daß der Wiederanstellung nur der Umstand entgegenstehe, daß der Verfasser (unterm 23. Oktober 1889) auf ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich selbst angetragen habe. Dagegen erfuhr Hauptmann Miller schriftlich vom Obersten Flessing (am 23. September 1889), das Generalkommando verhalte sich gegen die Wiederanstellung ablehnend; auch von anderer Seite war ihm das bestätigt worden. Nun ist aber der Antrag auf ehrengerichtliche Untersuchung späteren Datums (23. Oktober 1889), als die Mittheilungen des Generals v. Alvensleben. Inzwischen war die Wiederanstellung Millers vom Könige wirklich in Aussicht

Der Tugendpreis.

Eine Erzählung
von
Richard Boß.

[Schluß.]

Femia wagte sich nicht in die Stadt hinunter; jeden Nachmittag kam der gute Cristoforo und berichtete über das heidnische Umwesen, das eine christliche Gemeinde mit staatlicher Bewilligung betrieb; aber der bekümmerte Priester tröstete sich mit dem großen, grauen Bußtag, der auf den sündhaften Spektakel folgte. Dann schlich sich Femia aus dem Hause, bis zu einem Platz, von dem sie auf die Piazza hinabsehen konnte. Da stand sie, spähte auf das bunte Gewimmel, lauschte auf die jubelnden Töne, auf Tamburin und Dudelsack und ward von Sehnsucht befallen.

Am dritten Karnevalstage kam der Verwalter zu Pepina und meldete die Ankunft des Padrone für die ganze Dauer der Festzeit. Der weckeren Kristodin fuhr der Schreck in die Glieder, daß sie sich nicht regen konnte und gutes nach Femia schrie. Als am Nachmittag der Pater erschien, fand er Pepina in einer Verfassung, daß der Gute sie trösten mußte. Aber Pepina war untröstlich.

Der Fürst kam, von seinem Kammerdiener begleitet; für die Küche sorgte die Frau des Verwalters. Der Herr war ungemein guter Dinge und blieb eine volle Woche. So lange hatte er es vorher niemals im Villino ausgehalten.

Bevor er nach Rom zurückkehrte, begab er sich hinunter in die Stadt zum Syndakus, mit dem er in seiner leutseligen Weise dieses und jenes besprach. Zuletzt meinte er:

„Wie steht es dieses Jahr mit dem Tugendpreis?“

Der Syndakus erwiederte: die Wahl sei noch nicht getroffen.

„Wer, glauben Sie, wird den Preis erhalten?“

Der Syndakus nannte einige Namen.

„Warum geht Ihr den Preis nicht der Femia Vanutelli?“

Der Syndakus besann sich nicht gleich, wer diese Femia Vanutelli sei; der Fürst mußte es ihm sagen.

„Die Tochter meiner Kristodin im Villino, ein armes, gutes Ding.“

„So, die — —“

Und der würdige Ortsvorsteher machte ein verblüfftes Gesicht.

„Habt Ihr etwas gegen das Mädchen?“ fragte der Fürst gleichgiltig, faßte aber den ehrenwerthen Vater der Stadt fest ins Auge und erhob die Stimme.

Der Syndakus versicherte lebhaft, daß er durchaus nichts gegen das Mädchen hätte. Nur sei sie ihm ganz fremd, Niemand kannte sie. Aus diesem Grunde würde es schwer angehen, sie für den Preis vorzuschlagen.

Der Fürst steckte sich eine Cigarette an, erhob sich und meinte:

„Sie werden das Mädchen nicht nur für den Preis vorschlagen, sondern auch dafür sorgen, daß es den Preis erhält. Adieu.“

Er griff an seinen Hut und entfernte sich.

Aschermittwochsruhe lag über der Stadt. Von früh bis spät wurde mit den Glocken geläutet. Alle Kirchen waren überfüllt, so daß selbst auf dem Platz und der Straße die Andächtigen knieten. Gegen Abend fand die große Prozession statt.

Mutter Pepina wollte daran theilnehmen: Der Fürst war fort, die ihrer Obhut anvertrauten Männe gesäubert und wieder verschlossen; sie hatte ihre Pflicht gethan. Auch wollte sie beichten, Buße thun und Absolution empfangen.

Sie schrie nach ihrer Tochter; ihre Stimme gellte durch das Haus: „Femia? He, Femia!“ Aber Femia kam nicht. Sie trat vor die Thür und rief, bis sie vor Erschöpfung anfing zu stöhnen. Doch Femia kam nicht. Laut lamentirend mußte Mutter Pepina sich entschließen, ihre Wanderung allein anzutreten.

Auch für Femia wäre es gut gewesen, mit der Prozession zu gehen. Die Leute würden darüber reden, daß sie weghlieb — die Leute redeten so vieles, die Schandmäuler — daß sich Gott erbarme! Und beichten mußte Femia, sich Pönitenz auferlegen lassen, Buße thun, um Absolution zu empfangen. Es war eine so sündhafte Welt.

Die Prozession war wundervoll. So viele Priester und Mönche, Lichter und Bildnisse, Andächtige und Büßer, Gebet und Gesang. Die süße Gottesmutter und die lieben Heiligen mußten ihre helle Freude an ihrer frommen Gemeinde haben, ganz besonders an Mutter Pepina, die im Schweiße ihres Angesichts mitten unter den gottesfürchtigen Weibern wandelte und für ein halbes Dutzend Sünderinnen achzte. Die Leute hatten gar nicht gewußt, was für eine fromme Frau die Pepina war.

Die Nacht war bereits angebrochen, als Pepina in ihrer Wohnung ankam. Wiederum schrie sie, so laut sie konnte: „Femia! He, Femia!“

Aber Femia antwortete nicht, und Pepina, obgleich noch ganz von ihrer Gottesfurcht und Frömmigkeit erfüllt, gerieth in starken Zorn. Sie steckte die Oellampe an und sah dann: am Herde kauerte Femia, blickte vor sich hin und that keinen Laut.

Die ganze Nacht blieb sie so, mochte die Mutter schelten und lamentiren, so viel sie wollte. Auch am nächsten Tage ward es nicht anders, nur daß sie aufstand und ihre häuslichen Beschäftigungen verrichtete. Darauf hockte sie wieder im Winkel, regte sich nicht, sagte nichts. Auch als Pater Cristoforo kam, blieb sie stumm und starr. Pepina brach in wilde Klagen aus, der gute Bruder sprach väterlich in sie hinein — Femia hörte Alles und erwiederte nichts. Der Pater ermahnte sie, andern Tages zur Beichte zu kommen. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein; aber sie blieb in ihrem Winkel und ließ die Mutter zur Beichte gehen.

Und Pepina beichtete. Das gab ein Jammergeschrei! Der gute Pater Cristoforo war heftig erzürnt und wollte von keiner Absolution wissen. In aufrichtiger Trübsal trollte Mutter Pepina nach Hause, wo Femia immer noch wie ein Steinbild saß. Mutter Pepina brach in Thränen aus. Nachdem sie so lange geschluchzt und geheult hatte, bis sie nicht mehr konnte, fühlte sie sich so sündenrein, als ob der gute Pater Cristoforo sie absolvirt hätte.

Eines Sonntag Nachmittags ward es bekannt gemacht, vom Syndakus in eigener Person. Auf der Piazza drängte sich das Volk, die Musik spielte, dann trat der würdige Beamte auf die Altane des Munizipiums, darüber die Farben des einigen Italiens leuchteten. Neben ihm pflanzten sich zwei Stadtpolizisten auf, in ihrer Galauniform, an den blanken Hüten wehende Hahnenfedern. Der Syndakus hielt einen großen Bogen Papier, von dem an weiß-grüner Schnur ein gewaltiges Siegel herabhing. Als die Menge den feierlichen Aufzug sah, schrie sie: „Evviva!“ und das Orchester spielte die Nationalhymne. Darauf tiefe Stille.

Dann las der Syndakus das Dokument vor. Leise und stockend sprach er die pomphaften Worte, welche den Preis der Tugend in die Welt hinausposaunten. Als er den Namen der Erkorenen nannte, verstand man ihn kaum.

„Was sagte er? — Wer ist's? — Wer erhält den Preis?“

„Femia Vanutelli.“

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 24.